

Chris Kraus
Sommerfrauen
Winterfrauen

ROMAN

Diogenes

Covermotiv: Artwork by Riitta Koukkunen
Copyright © Riitta Koukkunen

Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2018
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
80/18/44/1
ISBN 978 3 257 07040 8

*Für Rosa
und alle Farben
(bis auf Braun natürlich)*

Diese Geschichte ist komplett wahr,
da ich sie von A–Z erfunden habe.

Boris Vian,

Die Gischt der Tage

Inhalt

Pumas Vorwort II

KLADDE I

17. SEPTEMBER–23. SEPTEMBER 1996

1.–7. Tag 21

KLADDE II

24. SEPTEMBER–5. OKTOBER 1996

8. Tag 127

Das Dokument Bis-Mittag 145

9.–15. Tag 163

Das Dokument Ab-Mittag 234

16.–19. Tag 244

KLADDE III

5. OKTOBER–18. OKTOBER 1996

19.–26. Tag 287

Das Interview 357

27.–32. Tag 370

1. Tag

Dienstag, 17. 9. 1996, 16 Uhr, London Heathrow

Mein rotes Hemd flattert unregelmäßig. Vom Herzen geschüttelt. Die Ohren brennen lichterloh. Ich bin auf dem Flughafen London Heathrow und warte auf den Anschlussflug.

Endlich nach New York.

17. September. Vier Uhr.

Heiß.

Ich hasse Fliegenmüssen.

Gestern, während des Abschlusstreffens.

Ich fand in Lilas Wohnung ein Fax nach Amiland. Er schrieb jemandem, den er »*darling*« nannte, dass er sich fühle »*like three pink rats running through*«. Das trifft es. Wenn Lila nervös ist, hat man das Gefühl, seine Lücke zwischen den Schneidezähnen werde größer, wie ein Kanonenschlitz. Sein schöner Humor verschwindet dann auf ganz ähnliche Weise wie bei mir hinter penibler Schulmeisterei, die subtil sein will. Aber subtil ist gar nichts an ihm. Er ist ein typischer Schütze, würde Mah sagen. Besteht ganz aus Triebkraft, die er in Idealismus umdekoriert.

Der ganze Tag gestern war ein einziges Chaos. Sinnstiftung durch eine neue, billige Schwarzhose, ein schlafanzugartiges Sweatshirt mit blau-gelben Längsstreifen, in dem ich aussehe wie ein Verurteilter, und eine sehr schicke dunkle Jacke, die praktisch gar nichts kostete.

Ich kaufte alles beim Lieblings-Karstadt, innerhalb von zwanzig Minuten, wie ein Scheich. Einen Anzug konnte ich mir natürlich nicht leisten.

Lila hat mir eines seiner schwulen Jacketts geliehen, eine Art napoleonischen Militärrock, elfenbeinweiß, mit doppelter Knopfleiste. Man denkt an Kavallerieattacken bei Austerlitz.

Ich soll schön aussehen.

In mein Portemonnaie habe ich ein paar Kondome gepackt, eher mechanisch. Mah stand neben mir und hat gelacht, aber nicht vor Freude.

»Du guckst drauf, als wär's Munition«, sagte sie.

Dabei weiß sie, dass sie sich keine Sorgen machen muss.

Sie macht sich aber trotzdem ein paar Sorgen. Um die Liebe und auch um mich. Wir sind jetzt seit drei Jahren zusammen. Seit über drei Jahren. Wir sehen keine Risse, fangen aber an zu lauschen. Hin und wieder knackt da was.

Gestern beim Sex hielt sie mir die ganze Zeit die Hände fest. Ich fragte, ob sie weint. Aber es war nichts.

Ich glaube, Europäer und Asiaten gehen mit ihren Gesichtsausdrücken völlig unterschiedlich um. Mahs Stirnfalte zum Beispiel. Wieso tritt die nicht wie bei mir hervor, wenn es Grund zum Ärgern gibt? Sondern immer nur vorm Orgasmus? Die fundamentalen Emotionen – Freude,

Überraschung, Angst, Wut, ja, sogar Trauer – kann Mah jedenfalls mit dem ewig gleichen, melancholischen Lächeln ausdrücken, das ihr angeboren zu sein scheint. Sie sagt, das kenne sie von Vietnamesinnen auch nicht anders. Was man mit dem Mund macht, oder mit der Stirn, bleibt in Vietnam ohne Wirkung. Wichtig sind nur die Augen. Es gibt nichts anderes, um aus dem Gegenüber schlau zu werden, und Mah versucht immer, in meinen Augen zu lesen. Mein Mund ist ihr egal.

Vorhin in Tegel schüttelten wir uns. Sie küsst jetzt viel weicher als am Anfang (also ganz egal ist ihr mein Mund auch wieder nicht). Seit Michis Tod ist sie mein einziger wirklicher Freund und meine halbe Familie.

Sie hat mir das Leben gerettet.

Jetzt warte ich hier in London im Terminal 4. Gerade geht eine Alarmanlage los. Ein schriller Sirenton, kilometerweit zu hören. Ich schaue in das Gesicht eines vollendet gelassenen Inders neben mir, der sein Ticket studiert. Die Engländer (selbst die indischen Engländer) haben alle diese Ich-mache-mir-aus-Prinzip-keine-Sorgen-Gesichter.

Ist eine Maschine explodiert? Ein Feuer ausgebrochen?

Jetzt geht es schon vier Minuten.

Ich muss in den Flieger.

Am meisten hasse ich das Einsteigen. Es ist wie Abstürzen, ein unabdingbarer Teil davon.

Ganz hinten im Flugzeug sitze ich, sitze leicht schwitzend in einem Sessel, der zurückzuschwitzen scheint. Das Essen, das sie einem bringen, riecht nach schlechtem Atem. Es schmeckt auch so. Die Birne-aus-Porzellan, wie Mah meinen Kopf nennt, liegt, wie es sich gehört, in der Mitte der Sessellehne. Sie bewegt sich wenig. Ich muss immer schön aufpassen, dass da niemand draufhaut. Als Kind habe ich mich oft geschlagen. Jetzt könnte mich diese Vierjährige da vorne umbringen, indem sie einfach auf den Sprung haut in meiner Schüssel. Und 10 000 Meter über dem Meer tun dem kaputten Schädel auch nicht gut.

Ich sitze in der vorletzten Reihe. Alle fünf Minuten kommt der Steward, bittet einen aufzustehen, kniet sich zu Boden, kriecht unter den Sitz und fängt dort an zu arbeiten. Er ist so geschmeidig wie ein abgebranntes Streichholz und versucht, die Kabel für den TV-Empfang zu reparieren. Sein Rücken könnte zu Asche zerbröseln, sobald jemand draufklopft. Wenn der Fernseher nicht anspringt, wird es eine Meuterei unter den Passagieren geben.

Neben mir ein netter, unglaublich gutaussehender Fotograf, dreißig Jahre alt, ein Robert-Redford-Klon. Ist tatsächlich blond. Hat tatsächlich Charme. Heißt tatsächlich Robert. Robert Polanski. Er bestellt mit rollendem bayerischem Akzent »*coffee please*«.

Ich habe diese Mutfurcht, die mich vorantreibt, gebe mir ein gelassenes Gebaren und beginne das Gespräch, indem ich ihn auf die Robert-Redford-Ähnlichkeit anspreche.

Er hat es schon öfter gehört. Noch öfter als die Roman-Polanski-Ähnlichkeit des Namens und die unentrinnbare Frage, ob er Jude sei wie dieser berühmte Regisseur.

Ich mag ihn. Er liebt den Film *Sundance Kid*.

Wir reden, um uns abzutasten, über die Statistiken von Toilettennutzung auf Transatlantikflügen. Neben uns staut sich eine Menschenschlange. Die Leute setzen sich uns fast auf den Schoß vor Ungeduld.

Statistik 1: Jeder zwanzigste männliche Flugzeugpassagier mit gefüllter Harnblase uriniert in die Waschschüssel statt in die Toilette. Behauptet Redford.

Statistik 2: Nur Frauen REDEN beim Warten auf die Toilettenschüssel. Männer hingegen SCHWEIGEN grimmig, selbst wenn man ihnen, so wie Redford eben, aus Versehen heißen Kaffee auf die Hose schüttet.

Statistik 3: Je länger die Schlange ist, desto länger wird sie. Ist aber gar keine Statistik.

Interessant an Redford ist, dass er sofort im Verhalten der Menschen, selbst wenn es weder paradox noch sonstwie auffällig ist, nach einer psychologischen Erklärung sucht. Das macht sicher sein Job als Fotograf. Er behauptet, schon nach drei Sekunden in einem Gesicht lesen zu können, wie tot der Mensch ist, dem es gehört.

Als Redford erfährt, dass ich Filmstudent bin und vier Wochen in New York bleiben werde, ist er ganz begeistert. Er kann es nicht glauben, als ich ihm von dem Projekt erzähle.

»Du machst einen Sexfilm?«, fragt er.

»Nein. Keinen Sexfilm. Einen Film über Sex.«

»Und was wird man sehen?«

»Ich muss noch überlegen.«

»Ich meine, so in etwa.«

»Wirklich, ich muss noch überlegen.«

»Wird man zum Beispiel eine Möse sehen?«

Ich erzähle ihm von Lila.

»Lila von Dornbusch?«

Er setzt gleich dieses wissende Lächeln auf. Der prominente Name ist wie ein Knopfdruck ins kollektive Unterbewusste. Er kann nicht glauben, was ich ihm sage. Es klingt zu verrückt. Ein Dokumentarfilm über Sex. Ohne Drehbuch, ohne Konzept, ohne Geld und ohne Möse, wenn es sein muss.

Vor ein paar Tagen noch saßen wir alle bei Lila in der Regensburger, umstellt von seinen mit allerlei tropischem Getier gefüllten Terrarien. Wir hatten eine dieser typischen Krisensitzungen, die vor allem der sensiblen Python immer zu laut sind.

Das Wohnzimmer wird vom Regieruhm illuminiert, der von Lilas siebziger und achtziger Jahren noch nachglüht: Überall Preisskulpturen, Pastellgemälde, Plakate mit Filmstars wie Hildegard Knef drauf. Ein Schwarz-Weiß-Foto von Charles Bronson, der sich einen riesigen erigierten Penis in den Mund schiebt. Und ein goldener Thron aus Plastiktiten, der neben dem Anakondaterrarium steht und irgendein Relikt der Trashfilme ist, mit denen Lila von Dornbusch Jahr für Jahr ein immer winzigeres Publikum belästigt.

Seit zwei Jahren ist er Professor an der Berliner Filmaka-

demie. Er braucht das Geld. Als Kind war er verträumt und nachlässig, blieb viermal sitzen und hat keinen Schulabschluss. Nicht mal Bäckerlehrling hätte er werden können.

Ein Professor braucht keinen Schulabschluss, sagt er, nur ein Student. Er findet es auch wichtig.

Eigentlich hat sich durch das Seminar nicht wirklich was verändert. Vielleicht eine andere Art der Fremdheit zwischen uns allen, aber keine schönere.

Dabei haben wir uns alle entblößt voreinander, seelisch, körperlich.

Sechs Monate Intensivstation. Und dann Reset.

Rücksturz zur Erde.

Es stellt sich schließlich nur der Teil des Familiären ein, der einem an jeder Familie auf den Keks geht.

Dabei fing alles so revolutionär an. Also was man eben revolutionär finden kann an einer Hochschule. Das vermutlich abstruseste Seminar, das die Filmakademie je gesehen hat. Ich war ganz elektrisiert, als mich im offiziellen Vorlesungsverzeichnis ein Kursangebot angrinste, das ausnahmsweise mal nicht »Somatische Empathie bei Hitchcock« oder »Modalitäten aktueller Diskursivität im Archivkunstfilm« hieß, sondern: »WAS IST SCHÖNER – FICKEN ODER FILMEMACHEN?«

Natürlich, typisch Lila, in Großbuchstaben.

Das sorgte für Aufmerksamkeit, nicht nur bei mir.

Zumal unter »Seminarbeschreibung« auch noch das folgende sogenannte »Lehrgedicht« von Seminarleiter Professor von Dornbusch abgedruckt wurde:

DU MEIN GEILER STUDENTENSEE
(Kleines Lehrgedicht)

DU MEIN GEILER STUDENTENSEE
LUMPI PLATSCH
LOCH LUSTIGES LOCH
TÜTELÜ
BABY SPIELEN PO EINCREMEN
WINDEL WIEDER EINGESCHISSEN
SO BIST DU
MEIN RAT
ER KOMMT VON HERZEN
ERKENNE DICH SELBST
VERSCHLAF DIE ZEIT
UND SCHREIB DIE TRÄUME AUF
UND REDE VIEL
UND FILME DAS SCHWEIGEN
UND SUCH DIR FREUNDE
DIE DICH HASSEN
DA LÄSST SICH VIEL DRAUS MACHEN
UND WENN DU LIEBST
DANN LIEB DEN FALSCHEN
DENN GLÜCK IST DER TOD
EINES JEDEN FILMREGISSEURS
UND BITTE BITTE
KEINE FILME SCHAUEN
KEIN FERNSEHEN
KEINE KUNST
UND KEIN GEDICHT
NUR DEIN LACHEN DEIN WEINEN

DARFST DU SEHEN
UND DEINE GROSSEN ZEHEN
UND BITTE AUCH KEIN FAX KEIN TELEFON
SONDERN NUR EIN MENSCH AUS HOLZ
DEM DU GESTEHST
DASS DU AUCH STÄRKEN HAST
UND BITTE SCHLAF IM FREIEN
UND FANG DEN GRÖSSTEN VOGEL
UND FAHR ZUR SEE
UND GEH INS KLOSTER
ODER NACH NEW YORK
UND IN KEINE TALKSHOW
UND BITTE UM VERGEBUNG
FÜR ALL DIE SCHLECHTEN FILME
DEINER FREUNDE
DAMIT DU NICHT SO WIRST
WIE DER NÄCHSTE
DENN HÄSSLICHKEIT UND SCHLECHTER GESCHMACK
SIND ANSTECKEND
DRUM SUCH DIR EINEN PLATZ
IN MEINEM SEMINAR
UND FILM DICH SELBST
MIT WONNE
IN DER SONNE
BEIM SEX
UND SEI PÜNKTLICH
IMMER
DEIN
LILA VON DORNBUSCH
(*Leiter Fachbereich III, Raum 421*)

Natürlich dachten alle, dass es sich um nichts weiter als durchgeknallte Lyrik handele. Um die durchgeknallte Lyrik eines alternden, von seinen Kollegen verachteten Regisseurs-von-gestern, der vor seinen Eleven über Eros und die siebte Kunst schwadronieren möchte und dafür eine griffige Formel braucht.

Aber nein, schief gewickelt: Wir sollten uns tatsächlich beim Sex filmen, wie im Lehrgedicht angedroht. Und zwar gleich zu Anfang. Als Hausaufgabe für die allererste Unterrichtsstunde.

Als ich Mah davon berichtete, hatte sie kein Problem damit.

Nach außen wirkt sie so körperlos manchmal. Aber sie hat mehr Selbstverständnis, mehr Spielerisches als ich, was Sex anbelangt. Vielleicht, weil sie mit dem Tod vertrauter ist.

Ich kam mir albern vor, als ich die Kamera aufstellte. Genierte mich. Aber sie kicherte nur, zog sich gutgelaunt die Hose aus, legte sie zusammen, zog die Unterhose aus, legte sie zusammen, und zog danach auch meine Hose und meine Unterhose aus und legte alles zusammen (wie immer, irgendwas Zwanghaftes).

Allerdings behielt sie das blaue T-Shirt an, wollte nicht, dass man ihre Brüste sieht, weil sie die zu klein findet.

»Was ist an kleinen Brüsten falsch?«, fragte ich.

»Also findest du sie auch zu klein?«

»Nein, ich finde sie super.«

»So groß ist dein Schwanz nämlich auch wieder nicht.«

»Wer hat das behauptet?«

»Du tust so, als müsstest du darüber nie nachdenken. Als hättest du keine Komplexe. Du hast jede Menge Komplexe. Schon wegen der Nazis in deiner Familie. Die hatten bestimmt auch kleine Schwänze.«

»Wollen wir anfangen?«

»Nimmt das Ding eigentlich auch auf, was wir sagen?«

Als es vorbei war, musste ich ihr mitteilen, dass ich die Kamera nicht angestellt hatte. Ich schaffe das nicht. Traue mich nicht. Brachte zerknirscht ein leeres Videoband mit zu Lila, der uns alle mit Gebäck und Teechen empfing, um unser Ficken zu beurteilen.

Er saß auf seinem Tittenthron wie ein honoriger Kannibalenhäuptling mit gutem Appetit.

So wurde es aber gar nicht. Denn Lila wollte den Kram nicht sehen. Guckte sich nichts an, sondern sagte mit seiner glucksenden Oberlehrer-Stimme, dass er sich nichts Langweiligeres vorstellen könne als Anfängersex von Akademikerkindern aus der Mittelschicht, die auch noch heterosexuell sein wollen.

Stattdessen machte er ein paar Psychospielchen mit uns, bei denen ich gut abschnitt. Das Vögeln war nur eine Mutprobe gewesen, und dieses infantile Mutproben (dem ich nicht wirklich standgehalten hatte, aber das weiß ja niemand) hat die Gruppe zusammengeschweißt. Sechs öde, alloiophile Filmstudenten aus der von Lila so gehassten bürgerlichen Klasse. Für ein paar Wochen. Für ein paar großartige Übungswochen, in denen Besessenheit und solidarischer Eifer wie Milch und Honig flossen.

Und dann zerbröckelt alles am Ego des Einzelnen, am

Kummer des Lebens, am dummen Verlangen nach fernen, neuen Planeten. Am Rieseln der Zeit.

»Wo sind die anderen fünf?«, fragt Redford.

Er fragt es nicht nur, er will es wirklich wissen und blickt sich im Flieger um. Dann hängt er an meinen Lippen, während ich sage, dass Dieanderenfünf nicht dabei sind, dass Dieanderenfünf nachkommen, dass ich in Manhattan Sachen für Dieanderenfünf organisieren muss. Kameras, Unterkünfte, so was in der Art. Quartiermeisterei.

Ein Sender (3sat) hat Lila ein bisschen Geld gegeben, damit wir in New York aufregende Filme über Eros und Verlangen drehen können.

»Die Studenten sind so verwöhnt. Die müssen was erleben, was Existentielles, um später gute Regisseure zu werden. In New York kenne ich phantastische Sexclubs. Da können die sich vor laufender Kamera in den Arsch ficken lassen«, schwärmte er der Redakteurin vor, einem blassen, blasenkranken Mauerblümchen. Sie war sofort Feuer und Flamme und rückte 50 000 Mark für das Experiment raus.

Dieses Experiment macht mich interessant, das sehe ich in den schönen blauen Redfordaugen, und ich mache mich gerne interessant, versuche das mit übertriebener Bescheidenheit in eine verlogene Balance zu bringen, hasse an mir die Eitelkeit, wie ich sie auch an anderen hasse. Meine zähe falsche Haut unter der ehrlichen.

»Kennst du New York?«, will ich wissen.

Wie seine Westentasche, sagt Redford. Hängt jetzt neben mir, ist eingeschlafen, wirkt gesättigt, hat etwas von einem

an der Mutterbrust träumenden Säugling. Wir sind beeindruckt voneinander, das Beste, was Fremden passieren kann. Wir wollen uns in New York wiedersehen, wo er ein paar Wochen lang wegen eines Fotoshootings bleibt. Für so einen Sportladen in München.

Redford wohnt bei einer deutschen Bekannten downtown. Sie mache einen vierwöchigen Workshop am American Film Institute, erklärte er. Und sie könne mich vielleicht brauchen.

Ganz sicher kann ich sie brauchen. Ich kann jeden brauchen. Alle. Für Wohnungen. Für Orgakram. Für Dieandrenfünf.

Ich bin allein.

Ich muss zu Tante Paula.

Ich drehe keinen Nazischeiß.

Muss es mir immer wieder sagen.

Du drehst keinen Nazischeiß.

Denn du machst einen Film über Sex.

Nichts über den Tod.

Wie wird nur alles werden?

Mach dir nicht zu viele Gedanken um die Zukunft, sagt Mah immer. Glaub mir, Schatz, die Zukunft wird furchtbar überschätzt. Deine depressiven Schübe, deine apokalyptischen Visionen, dein Menschenhass sind Teil deiner Kraft, wie Ängste überhaupt etwas ganz Tolles sind, wenn man sie in den Griff kriegt. Ich bin stolz, dass ich so einen bindungsfähigen, leicht neurotischen, zum Hyperkarma neigenden Freund hab, der glaubt, dass die Strafe irgendwie immer weitaus größer ausfällt als das Vergehen. Obwohl

deutsche Filmstudenten an sich schon ein Vergehen sind, abstoßende, angeberische Superegos, die nur die Art Filme machen werden, die ich mir eh nicht angucke. Ich gucke *Harry und Sally*. Ich esse Popcorn. Ich mag es, hin und wieder zu lachen. Ich will Spaß. Ich will weinen. Ich will mich in deine Arme krallen und aufschreien, wenn Freddy Krueger loslegt, Schatz. Ich will keine deutschen Antifilme sehen, in denen am Ende jemand in einen leeren Kühlschrank blickt, ein letztes Ei findet und sich danach erschießt. Ich muss hart arbeiten im Hospiz. Das Sterben aushalten. Die Bettpfannen. Die Einsamkeit. Jede Woche gehen Menschen, gerade dann, wenn ich mich an sie gewöhnt habe. Die Endlichkeit ist kein Zuckerschlecken. Am schlimmsten sind die Gerüche, die Geräusche. Auch Filmstudenten werden sterben mit Bettpfannen unter dem Arsch und in Einsamkeit. Dennoch wirken sie alle irgendwie elektrisch. Sie machen sich Sorgen, ob sie genug Strom kriegen, um die ganze Welt zum Leuchten zu bringen. Meine Güte. Die meisten sind gerade mal Feuerzeuge mit einem Tröpfchen Benzin drin.

Und dann sehe ich, wie Mah auf ihre elegante Art die Beine übereinanderschlägt und die Lippen spitzt in dieser ernsten, fast schmerzlichen Weise, die mich an Paris erinnert. Weißt du, Limaleh, sagt sie. Ich bin nicht wie du. Ich muss mir keine Sorgen machen, ob ich berühmt werde. Ich muss mir Sorgen machen, ob ich Frau Meierlein in der Acht zu viel Flunitrazepam ins Fläschchen geträufelt habe. Das führt zu Herzstillstand. Aber wirkliche Sorgen mache ich mir deshalb auch nicht, denn Frau Meierlein ist nicht nett,

sondern kommt aus Görlitz und sagt manchmal »Fidschi« zu mir. Sorgen mache ich mir nur um deine Treue. Denn seit wir zusammen sind, waren wir noch nie länger als zwei Tage getrennt. Deine Treue, die macht mir Sorgen. Echt. Aber Treue ist sowieso ein Problem.

Sie seufzt. Ihre Lippen glätten sich, ordnen sich zu einem verzeihenden Lächeln. Und ihre Stimme wechselt die Tonlage, wird fest und zuversichtlich: »Auch Sorgen werden natürlich überschätzt, Schatz. Sie sind die Zukunft, die hoffentlich nie passiert. Sorgen sind die düstere Variante der Hoffnung.«

Ja, so redet Mah.

21 Uhr (Ortszeit) Newark International Airport

Wir kommen an. Dämmerung. New York. Es regnet. Der Flughafen sieht aus wie Schönefeld. Gras wächst aus den kindskopfgroßen Löchern in der Landepiste. Alles ist grau und dunkel und heruntergekommen. Ich hatte mir Amerika anders vorgestellt. Nicht so ostig.

Wir warten hier draußen auf den Bus, weil sich Redford in New York auskennt und ihm die vierzig Dollar fürs Taxi zu viel sind.

Die vielen Schwarzen machen mir Angst. Ich habe noch nie so viele Schwarze auf einem Haufen gesehen. Der Satz von Benny fällt mir ein, der als südafrikanischer Scharfschütze gegen die Swapo gekämpft hat: Wenn du in der Nacht gegen Neger kämpfst, sagte er, musst du sie zum Lachen bringen, damit du ein helles Ziel hast.

Klar, Mah ist aufgestanden, hat ihre kleine Faust geballt und Benny angeschrien, dass er ein Rassist sei. Sie hasst Rassisten, und nur, weil Benny mit mir in der Mannschaft spielte, solange ich noch nicht die Birne-aus-Porzellan hatte, hat er kein Recht, zu den Schwarzen »Neger« zu sagen.

»Und zu mir sagt er bestimmt ›Schlitzauge‹, und du beschützt mich nicht mal.«

»Er sagt nicht Schlitzauge.«

»Oder ›Frühlingsrolle‹ oder so was.«

»Das Einzige, was er mal losgelassen hat, war die Frage nach deiner Schuhgröße, und da warst du dabei. Du weißt, wie es ausgegangen ist.«

»Er war selbst schuld.«

»Hallo? Weil er nach deiner Schuhgröße fragt?«

»Er hat gefragt, ob man mir als Kind die Zehen gebrochen hat, um so hübsche kleine Lotusfüße zu kriegen. Er kann froh sein, dass ich nicht richtig zugeschlagen habe.«

»Meine Güte, er hat Small Talk gemacht.«

»Diese Art Small Talk kann er auf seiner Farm in Namibia versuchen. Fuck, Jonas, dein Freund hat Menschen erschossen. Er hat im Krieg Menschen erschossen. Und trotzdem redest du mit ihm immer nur über Fußball.«

Und jetzt kommt der Bus.